



BLACKHEARTS

CHUCK WENDIG *Roman*

BASTEI ENTERTAINMENT 

Gefeuert.

Rausgeschmissen.

Eigentlich sollte sie sich freuen.

Eigentlich sollte ihr Herz ein geöffneter Käfig voller Tauben sein, und die befreiten Vögel sollten hoch und über alle Berge davonfliegen. Dies sollte ein echter Musical-Finale-im-Sonnenuntergang-Moment sein, wie in *Meine Lieder – meine Träume*, mit wirbelnden Röcken und wehenden Haaren. Aber alles, was sie empfindet, ist das Batteriesäurebrennen von Wut und Zorn in ihrer Kehle, gemischt mit Ungläubigkeit. Eine aufsteigende Flut von Schlangengift.

Louis sagt ihr immer, sie müsse sich zusammennehmen.

Sie hat es satt, sich zusammenzunehmen.

Miriam reißt sich das Namensschild von

der Brust – ein Namensschild, auf dem »Maryann« steht, weil sie Scheiße gebaut haben und es nicht neu drucken wollten – und wirft es über die Schulter. Die Muumuulady weicht ihm aus.

Miriam nimmt sich noch die Zeit für eine stilvolle Verabschiedung – den Mittelfinger hochreißen und Peggy vors ausgequetschte Zitronengesicht strecken – und stürmt dann nach draußen.

Sie hält an. Steht auf dem Parkplatz. Mit zitternden Händen.

Die Brise vom Meer frischt auf. Die Luft führt den Geruch von Salzwasser und Fisch und einer Spur Kokosöl mit sich. Linien aus Sand wehen über den rissigen Asphalt des Parkplatzes.

Ein paar Seemöwen zanken sich um Brotstückchen. Nehmen Reißaus und stoßen

wieder herab. Schreien und kreischen.
Siegestrunken angesichts von Brotkrusten
und Erfolg.

Es ist heiß. Die Brise ändert daran wenig.

Überall Menschen. Das *Flap-flap-flap* von Flipflops. Das erbärmliche Schluchzen von irgendjemandes Kind. Gemurmel und Geschnatter unzähliger Feriengäste, die eine sich dem Ende zuneigende Saison wittern. Ein wummernder Bass dröhnt aus einem Auto, das durch den langsamen Verkehr des Long Beach Boulevards gleitet, und Miriam drängt sich der Gedanke auf, dass sich der klopfende Beat anhört wie ein Echo ihres Herzschlags, der hämmernd die Innenseite ihres Brustbeins bearbeitet. Und Walt, der Einkaufswagenjunge – der eigentlich kein Junge ist, sondern vielmehr ein geistig

behinderter fünfzigjähriger Mann –, winkt ihr zu, und sie winkt zurück und denkt: *Er ist der Einzige hier, der je nett zu mir war.* Und wahrscheinlich auch der Einzige, zu dem sie je nett war.

Scheiß drauf!

Sie zieht einen ihrer Handschuhe aus.

Dann den anderen.

Miriam wirft beide über die Schulter. Ihre Hände sind sonderbar blass, blasser als ihr übriger Körper, die Fingerspitzen verschrumpelt, als hätte sie ein ausgedehntes Bad genommen.

Wenn Louis wirklich wollte, dass sie sich zusammenreißt, dann wäre er hier. Und das war er nicht.

Miriam lässt die Fingerknöchel knacken und geht zurück in den Laden.

Die Befreiung der Miriam Black

Peggy hat an der vorletzten Kasse für Miriam übernommen. Miriam marschiert geradewegs zu ihr hin, tippt ihr auf die Schulter und bietet ihr die Hand an – ach ja, der unehrliche Händedruck, ihr guter alter Trick, um die Leute dazu zu bringen, sie zu berühren. Nur für diesen kurzen Moment Haut an Haut, der nötig ist, um die übersinnlichen Todesvisionen in ihr auszulösen. Es juckt Miriam in den Fingern, zu erfahren, wie diese Frau den Löffel abgibt. Sie giert danach. Verzweifelt wie ein Junkie.

Sie hofft auf irgendeinen Arschkrebs.

»Ich wollte nur danke sagen«, lügt Miriam